

Osnabrücker Jahrbuch
Frieden und Wissenschaft
18 / 2011

Veränderte Sicht auf Risiken?

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2010
- MUSICA PRO PACE 2010
- BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

V&R unipress
978-3-89971-904-8

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Editorial	9

I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2010

<i>Spielverderber? Neue Medien, Computerspiele und Jugendgewalt</i> Mit Christian Pfeiffer und Alexander T. Müller	17
---	----

<i>Fußball – Spielfeld für Integration oder Ausgrenzung?</i> Mit Willi Lemke, Nia Künzer und Gunter A. Pilz	41
--	----

<i>Flüchtlingsnot vor und hinter den Grenzen der Europäischen Union</i> Mit Angelika Beer, August Hanning und Elias Bierdel.	63
---	----

<i>Europa sieht Deutschland: »Dass ein gutes Deutschland blühe ...«</i> Von Friedrich Schorlemmer	91
--	----

<i>Religionen als zivilisierende Kräfte der Globalisierung?</i> Mit Selim Abdul-Galeel und Peter Steinacker.	107
---	-----

II. MUSICA PRO PACE – KONZERT ZUM OSNABRÜCKER FRIEDENSTAG 2010

Stefan Hanheide, Osnabrück <i>Die katastrophalen Folgen von Gerechtigkeit durch Gewalt. Zum Oratorium »A Child of Our Time« von Michael Tippett</i>	131
--	-----

III. BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Kenichi Mishima, Tokio <i>Die Entmachtung der japanischen Öffentlichkeit</i>	139
Lars Gerhold, Berlin <i>Zwischen Risiko und Gefahr. Unsicherheit als Anforderung an das Individuum.</i>	145
Ulrich Schneckener, Osnabrück <i>Der schwierige Umgang mit dem »Risiko Terrorismus«. Möglichkeiten und Grenzen der Terrorismusbekämpfung</i>	157
Reinhold Mokrosch, Osnabrück <i>Das Risiko der Gewaltfreiheit. Was können die Weltreligionen für den Frieden tun?</i>	171
Silke Grade, Osnabrück <i>»Eine Zierde der Stadt Osnabrück« oder »der Judentempel«. Die Synagoge an der Rolandstraße</i>	191

IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren	207
Abbildungsnachweis	213

Fußball – Spielfeld für Integration oder Ausgrenzung?

Podiumsveranstaltung in der
OsnabrückHalle am 6. Mai 2010

Willi Lemke

UN-Sonderberater für Sport im
Dienste von Entwicklung und Frie-
den, Schirmherr des Afrika-Festivals
Osnabrück 2010

Nia Künzer

Fußballweltmeisterin 2003,
ARD-Expertin für Frauenfußball,
Diplom-Pädagogin, Wetzlar

Prof. Dr. Gunter A. Pilz

Sportwissenschaftler an der
Leibniz-Universität Hannover

Prof. Dr. Christian Wopp

Universität Osnabrück –
Gesprächsleitung

Christian Wopp: Mit dem Thema *Fußball* bewegen wir uns in einem Spannungsfeld. Einerseits finden wir darin Gewalt, Rassismus und Angst, wie sie von Hooligans immer wieder bei Fußballspielen verbreitet werden; das Gegeneinander zweier Mannschaften scheint ein idealer Nährboden für Gewalt zu sein. Andererseits erleben wir bei vielen Fans positive Emotionen und Beispiele gelungener Integration. Eine Fußballnationalmannschaft *ohne* Spieler ›mit Migrationshintergrund‹ ist heute ebenso undenkbar wie eine Bundesligamannschaft ohne die internationalen Stars, mit denen sich die Zuschauer identifizieren. In vielen Jugendfußballmannschaften sind heute mehr Jungen *mit* Migrationshintergrund als Spieler aktiv als Jungen *ohne* Migrationshintergrund. Fußball ist tatsächlich, wie *Theo Zwanziger*, der Präsident des Deutschen Fußballbundes, sagte, »Integrationsfaktor Nr. 1«.

Jedes Wochenende finden ca. 80.000 Fußballspiele in Deutschland statt. Der Blick sollte deshalb nicht allein auf die Spiele fallen, bei denen es zu Gewalt kommt, sondern auch auf die vielen anderen Spiele.

Es geht aber nicht allein um *physische* Gewalt. Bis 1970 verbot der DFB das Fußballspiel für Frauen. Eine Hälfte der Gesellschaft durfte an diesem faszinierenden Spiel nicht teilnehmen. In vielen Stadien gibt es heute noch Schmährufe gegen farbige Spieler. Und es hat sich noch kein schwuler Bundesligaspieler geoutet.

Die *Janusköpfigkeit* des Fußballs ist offensichtlich. Wie kommt es eigentlich, dass solche Gegensätze gerade im Fußball und nicht in anderen Ballsportarten unmittelbar nebeneinanderstehen? Fußball, so scheint es, wirkt wie ein Vergrößerungsglas, unter dem alle gesellschaftlichen Facetten sichtbarer erscheinen als sonst. Heute stellen wir uns die Frage, ob Fußball ein Spielfeld für Integration oder für Ausgrenzung ist.

Zu Beginn möchte ich unseren Gästen einige persönliche Fragen stellen. Herr Lemke, Sie studierten Sport in Hamburg. Erinnern Sie sich an eine Veranstaltung, die Sie begeistert hat? Und gab es eine Sportart, die Sie gehasst haben?

Willi Lemke: Gehasst habe ich das Geräteturnen. Sehr positive Erinnerungen habe ich dagegen z.B. an den Pädagogen Professor *Tausch*, der die These *Pestalozzis* vertrat, dass in der Erziehung eines Kindes zwei Dinge erforderlich sind: Liebe und Vorbilder. Gibt man einem Kind, vor allem im Familien- und Freundeskreis, Liebe und Vorbilder mit auf den Lebensweg, so stärkt man seine Wurzeln. Darauf kann es aufbauen. Hat ein Kind aber nur schlechte Vorbilder, wirkt sich das sehr negativ aus.

Christian Wopp: Seit 2008 sind Sie, Herr Lemke, Sonderberater für Sport im Dienst von Entwicklung und Frieden für den Generalsekretär der Vereinten Nationen. Wann haben Sie zuletzt UN-Generalsekretär *Ban Ki-moon* getroffen und worüber sprechen Sie bei Ihren Begegnungen?

Willi Lemke: Ich treffe den UN-Generalsekretär alle drei Monate für jeweils eine Stunde. Ich berichte ihm über meine Tätigkeiten und über die neuesten Entwicklungen im Sport, z.B. über geplante Rodelstrecken bei Olympischen Winterspielen, die die Sportler unsinnigerweise mit 200 Stundenkilometer herunterrasen sollen. Übrigens weigert sich die gesamte Weltspitze, diese Strecken zu benutzen. Besonders gefreut hat ihn, dass auf meine Anregung hin die in der Stadt Bouaké an der Elfenbeinküste stationierten UN-Truppen einen Bolzplatz für Kinder und Jugendliche gebaut haben. Der Kommandant erhielt von ihm eine persönliche Danksagung für diese Initiative.

Christian Wopp: Frau Künzer, Sie sind 1980 in Botswana geboren. Ihr zweiter Name lautet *Tsholofelo*. Was bedeuten diese Namen in der dortigen Landessprache?

Nia Künzer: Mein Vater war in der Entwicklungshilfe tätig, und unsere Familie wohnte zu dieser Zeit in Botswana. Der Name Nia hat mehrere Bedeutungen; für mich bedeutet er »Ich will«. Mein zweiter Name bedeutet »Hoffnung«.

Christian Wopp: Sie erlitten als Fußballerin vier Kreuzbandrisse, mit fünfzehn Jahren den ersten. Wie verkraftet man solche Rückschläge?

Nia Künzer: Rückblickend verwundert es mich selbst, wie ich das durchstehen konnte. Es waren zwar »nur« Sportverletzungen, aber sie gehörten zu den schwierigsten und langwierigsten. Nach den ersten Verletzungen standen Motivation, Ehrgeiz und der Glaube an das *Comeback* im Vordergrund. Nach dem dritten und vierten Kreuzbandriss überwogen zunächst die Zweifel. Die Lehre, die ich daraus zog, war, dass man neben sportlichen auch mit persönlichen Niederlagen und Rückschlägen umgehen und sie verkraften muss. Eine andere Erfahrung war der Weg zurück ins Team. Meine Teilnahme an der Weltmeisterschaft 2003 war dann ein schöner Lohn für meine Mühen. Aber der Leistungssport ist in gewisser Hinsicht eine Scheinwelt. Läuft alles gut, so fühlt man sich in der Mannschaft geborgen und denkt, dass alle Mitspielerinnen auch Freundinnen sind. Erst in Krisensituationen kristallisieren sich die wirklich festen Beziehungen heraus.

Christian Wopp: Als persönliche Vorbilder haben Sie einmal *Nelson Mandela* und *Zinedine Zidane* angegeben. Was bedeuten beide für Sie?

Nia Künzer: Ich habe auch andere Vorbilder, z.B. meine Eltern. Nelson Mandela ist nicht nur deshalb mein Vorbild, weil ich aufgrund meiner Geburt mit dem südlichen Afrika verbunden bin. Meine Eltern waren auch später dort tätig und ich selber bin mehrmals mit dem Rucksack dort herumgereist. Mandela bewundere ich für das, was er in seinem Leben bewegt und überstanden hat, und für seine Größe, verzeihen zu können. Zinedine Zidane ist für seine Art, aus einem Guss Fußball spielen zu können, ein Vorbild für mich. Und er ist ein sehr zurückhaltender und angenehmer Spieler.

Christian Wopp: Vorbilder findet man nicht nur im Sport, aber die Vorbildfunktion von Sportlern wirkt offensichtlich auch sehr stabilisierend. –

Gunter Pilz studierte in Freiburg, München und Zürich Soziologie, Psychologie und Volkswirtschaftslehre. Herr Pilz, wie kamen Sie zum Sport?

Gunter A. Pilz: Ich habe immer leidenschaftlich Sport getrieben. Meine Beziehung zum Fußball war allerdings zwiespältig. Ich war begeisterter Fußballer, durfte aber nie in einem Verein spielen. Das verbot mein Vater mit der Begründung »Fußball ist ein Proletensport«. In der Schulmannschaft zu spielen, war die einzige Möglichkeit. In der Studentenmannschaft war ich dann Torwart. Einmal habe ich heimlich in einem Verein mit trainiert und dafür vier Wochen Hausarrest bekommen. An diesem Beispiel sieht man, wie sich der Fußball gesellschaftlich gewandelt und geöffnet hat. Ich bin 1944 geboren, und zu der Zeit war Fußball in vielen Kreisen eben noch ein »Proletensport«.

Christian Wopp: Heute sind Sie der renommierteste Fan-Forscher in Deutschland und sind weltweit gefragt. Wie kamen Sie zu diesem Thema?

Gunter A. Pilz: Nach Ende meines Soziologiestudiums habe ich in der Schweiz ein Forschungsprojekt zum Thema »Aggression im Eishockey« bearbeitet. Danach ging ich an die Universität Hannover, wo ich 1978 vom Bundesministerium des Innern den Auftrag für ein Gutachten zum Thema »Sport und Gewalt« erhielt. Darin sollte es zunächst nur um die Gewalt von Sportlern und Funktionären gehen. Gewalt von Zuschauern blieb außer Acht. Daraufhin erweiterte unser Team diesen Auftrag um die Analyse von Zuschauergewalt. Wir vertraten in dem Gutachten die Auffassung, es sei unmöglich, dass der Fußball das Problem der Gewalt allein lösen könne, sondern dass man Sozialarbeiter einsetzen müsse. Um diese These zu überprüfen, beschlossen wir 1979, ein *Fußball-Fan-Projekt* zu machen. In Hannover mussten wir vier Jahre lang darum kämpfen, und so konnte Bremen mit einem solchen Projekt vorangehen.

Im Jahr 1985 wurde das Projekt genehmigt, und zwar einen Tag nach der Katastrophe im Brüsseler Heysel-Stadion, wo während des Fußball-Europapokalspiels zwischen dem FC Liverpool und Juventus Turin Anhänger Liverpools in den neutralen Sektor stürmten und eine Panik auslösten. 39 Menschen kamen dabei zu Tode. Inzwischen können wir das 25-jährige Jubiläum des Fan-Projekts Hannover begehen.

Christian Wopp: Ist es in Hannover nach so vielen Jahren »Fan-Projekt« ruhiger als in anderen Stadien?

Gunter A. Pilz: Mittlerweile gibt es in 48 Städten Fan-Projekte, so dass ein Vergleich nicht einfach ist. Man kann sagen, dass Fan-Projekte in der

Gesellschaft, beim DFB und in der Politik akzeptiert sind. Es gibt sogar ein nationales Konzept »Sport und Sicherheit«. Man muss aber klar sagen: Weder der Polizeiknüppel noch die Sozialarbeit lösen die Probleme, wenn nicht auch die Rahmenbedingungen entsprechend geändert werden. Junge Menschen müssen Lebensperspektiven, Chancen zur Selbstentfaltung und Selbstwertgefühl erhalten. Ein wichtiges Mittel dazu sind z.B. Bolzplätze vor Ort. Sie bedeuten ein Stück Lebensqualität für junge Menschen.

Ein Fan-Projekt kann etwas bewegen und bewegt auch einiges, aber wir brauchen auch die Polizei und gute Rahmenbedingungen für Jugendliche.

Christian Wopp:
Herr Lemke, was bewegt Sie persönlich und was können Sie in Ihrer Position bewegen?

Willi Lemke: Für die erfolgreichen, wunderbaren Jahre als Manager von Werder Bremen bin ich sehr dankbar. Die folgenden neun



Nia Künzer, Willi Lemke

Jahre in der Bremer Landespolitik waren nicht immer schön. Man hat besonders in der Erziehungs- und Bildungspolitik viel Ärger. Dann kam die unglaubliche Chance, für die Vereinten Nationen zu arbeiten. Diese Aufgabe ist unglaublich befriedigend und macht sehr viel Spaß.

UN-Generalsekretär Ban Ki-moon forderte mich bei meinem Antrittsbesuch auf, meinen Arbeitsschwerpunkt in Afrika zu setzen. Denn Afrika ist der Kontinent, auf dem es am meisten Not und Leid gibt. Dort werden die im Jahr 2000 beschlossenen Millenniumsziele der UN aller Voraussicht nach nicht erreicht werden. Mit meiner Arbeit möchte ich dabei helfen, diesen Zielen näherzukommen.

Nun ist der Sport nur ein ganz kleiner, aber sehr attraktiver Teil des Lebens für die jungen Menschen dort. Über die Hälfte der dort lebenden Menschen sind Kinder und Jugendliche. Bei meinen Besuchen in Slums, in Flüchtlingslagern oder *townships* habe ich faszinierende junge Menschen erlebt. Sie kommen oft aus dem Nichts, haben keine Mütter und Väter mehr, kein fließendes Wasser, keine Toiletten; sie wissen oft morgens

nicht, was sie abends essen werden. Diese jungen Leute sind bereit, für wenig Geld zu arbeiten, z.B. in einem Sportprojekt.

Wie können wir diesen jungen Menschen eine Perspektive geben? Wie können wir sie motivieren, Vorbilder für andere in ihrer Nachbarschaft zu sein? Darum geht es in einem Projekt, das ich begründet habe. Zwei dieser Jugendlichen habe ich für einen Aufenthalt nach Bremen eingeladen. Einer hat ein Praktikum bei Radio Bremen absolviert und konnte einen Bericht machen, der im Fernsehen lief. Was bedeutet das für den jungen Mann? Er ging in sein Heimatland zurück und ist jetzt *teacher* in seinem Slum, ohne ein Studium absolviert zu haben, einfach durch *learning by doing*. Mir liegt daran, dass diese jungen Leute als Vorbilder in ihre Slums, ihr Flüchtlingslager, ihre *township* zurückkehren. Dort werden sich andere an ihnen orientieren. Für solche Jugendliche haben wir in Deutschland und Europa leider keine Stipendienprogramme, im Unterschied zu Kindern vermögenter afrikanischer Eltern, die zum Studium in die USA geschickt werden. Junge Leute aus der Führungsschicht Afrikas gehen nach ihrem Studienabschluss meist nicht zurück in ihr Heimatland, sondern bleiben in Amerika oder in Europa. Es muss aber das Ziel der Vereinten Nationen sein, allen jungen Menschen eine Perspektive in ihren Heimatländern zu geben.

Christian Wopp: Im Umfeld des Fußballs hat sich ein ausgeprägtes *scouting*-System entwickelt, mit dem Talente in Afrika ausfindig gemacht werden. Da werden Menschen nach Europa geholt, die zum Teil in unteren und mittleren Ligen Fußball spielen und um die sich kaum jemand kümmert. Müsste man das nicht unterbinden?

Willi Lemke: Für viele afrikanische Jugendliche ist es natürlich eine tolle Perspektive und oft ein Lebenstraum, in Europa Fußball zu spielen. Ich sage afrikanischen Spielern, sie sollen aufhören, davon zu träumen, ein zweiter *Samuel Eto'o* zu werden. Sie trainieren von morgens bis abends mit einer Kugel aus Lumpen und Papier, denn Lederbälle sind ein absoluter Luxus. Und alle träumen davon, in Europa Fußball zu spielen. Ich sage ihnen dann, sie sollen lieber davon träumen, in ihrer Heimat zur Schule zu gehen und eine Ausbildung zu machen.

In diesen Ländern gibt es viele Geschäftemacher, die im Rahmen von *scouting*-Programmen, teils illegal, Tausende von Kindern nach Europa bringen. Wenn einige den sportlichen Durchbruch schaffen, verdienen die Agenten daran kräftig mit. Da geht es um Millionenbeträge allein für die Agenten. Da ich weiterhin Aufsichtsratsvorsitzender von Werder Bremen bin, werde ich immer wieder mit diesen Zahlen und Geschäften konfrontiert. Hier sollten die Verbände, vor allem der Weltfußballverband FIFA und der Europäische Fußballverband UEFA, zusammenarbeiten, um

strengere Regeln einzuführen. Auch die Regierungen müssten solche Dinge kontrollieren. 98% der Kinder werden wieder zurückgeschickt. Nur die wenigsten schaffen es, als Spieler in die 3. oder 4. Liga zu kommen, und es geht nur gut, solange sie sich nicht verletzen. Wenn sie Glück haben, bekommen sie dann ein Ticket nach Hause. Wenn sie Pech haben, werden sie hier zu Sozialfällen. Dieses Problem muss international von den Verbänden und mit Unterstützung der UN gelöst werden.

Christian Wopp: Frau Künzer, gibt es im Frauenfußball ähnliche Entwicklungen?

Nia Künzer: In Namibia z.B. gibt es Mädchenfußballprojekte. Auch diese Mädchen träumen manchmal davon, in Europa Fußball zu spielen. Aber diese Illusion ist nicht so ausgeprägt wie bei den Jungen. Für Mädchen gibt es viel weniger Möglichkeiten, Sport zu treiben. Sie sind eher dafür vorgesehen, im Haushalt zu helfen. Und sie sind zum Teil großer Gewalt ausgesetzt. Sieht man Mädchen, die die Möglichkeit haben, Fußball zu spielen, kann man wieder die ›Faszination Fußball‹ erleben. Was es in den Mädchen auslöst, wenn sie ein Turnier spielen dürfen oder ein Tor schießen, ist fantastisch und für ihre Entwicklung und für ihre Emanzipation von großer Bedeutung. Viele dieser Mädchenfußballprojekte werden gekoppelt mit *workshops*, die HIV-Prävention oder Gesundheit zum Thema haben. Auf der Schiene ›Sport und Fußball‹ sind sehr viele Mädchen erreichbar.

Christian Wopp: Bei uns gibt es vergleichbare Projekte für Mädchen. Aber müssen wir hier vor Ort nicht auch noch viel Integrationsarbeit leisten?

Nia Künzer: In Deutschland sind die Rahmenbedingungen andere als in Afrika. Mädchen mit Migrationshintergrund gehören zu der Bevölkerungsgruppe, die am wenigsten Teilhabe am Sport hat. Bei uns kann man z.B. viele Mädchen über Schulfußball-AGs erreichen. Sie sind leicht für Fußball zu begeistern, man muss sie nicht dazu drängen. Ein möglicher Weg, Mädchen mit Migrationshintergrund den Weg in die Gesellschaft zu ebnen, ist der Sport.

Christian Wopp: Viele Projekterfahrungen zeigen aber, dass für diese Mädchen der Übergang vom Schul- in den Vereinssport schwer ist. Das deutsche Vereinsleben ist vielen Migrantenfamilien doch eher fremd.

Eine Frage zum Thema ›Gewalt‹: Mein Eindruck ist, dass es im Mädchen- und Frauenfußball und in dessen Umfeld Gewaltvorkommnisse, wie sie sich beim Männerfußball immer wieder ereignen, nicht gibt. Warum ist das so?

Nia Künzer: Rote Karten gibt es auch im Frauenfußball. Auf dem Spielfeld geht es hier und da auch etwas gröber zur Sache. Was das Zuschauerverhalten beim Frauenfußball angeht, so ist zum einen die geringere Größe des Publikums ein Faktor, der gewalttätige Ausschreitungen begrenzt. Zum anderen ist dieses Publikum anders zusammengesetzt. Sehr viele Familien gehen zu diesen Spielen, und der Anteil weiblicher Zuschauer ist relativ hoch. Somit ist es ganz natürlich, dass es dort weniger Probleme gibt. Jungen werden eher mit Gewalt konfrontiert oder sind Teil von Gewaltsituationen.

Christian Wopp: Herr Pilz, welche Gründe für das unterschiedliche Gewaltniveau im Frauen- und im Männerfußball kommen aus Ihrer Sicht darüber hinaus in Betracht? Gibt es tiefere Ursachen?

Gunter A. Pilz: Die Annahme, dass Frauen das friedlichere Geschlecht seien und es dem Wesen der Frau nicht entspreche, sich gewalttätig zu äußern, ist falsch. Dort, wo Frauen sich schon länger in einem erfolgsorientierten System bewegen, gleichen sich die Verhaltensweisen zwischen den Geschlechtern an. Die Frage der Gewalt ist keine Frage des Geschlechts, sondern des Handlungssystems, in dem man sich bewegt. Das Beispiel Frauenboxen zeigt die Richtung an, in die es geht. Und man muss auch zwischen körperlicher Gewalt und psychischer Gewalt unterscheiden. Männer haben aufgrund ihres Körpers, den sie massiver einsetzen können, bei physischer Gewalt sicher einen Vorteil. Aber auch Frauen haben probate Mittel, sich im Sport gewaltförmig zu verhalten. Im Handball z.B. sind für Frauen kurze Fingernägel Pflicht, damit sie nicht ihren Gegenspielerinnen im Zweikampf den Rücken traktieren. Und auch im Bereich der verbalen und psychischen Gewalt haben Frauen durchaus eigene Möglichkeiten. Wichtig ist, auf mögliche Fehlentwicklungen aufmerksam zu machen. Der Frauenfußball ist momentan in einem Status, in dem das Spielerische das Kämpferische überwiegt. Noch ist Fußball männerdominiert, und die meisten Menschen tun sich schwer, zu akzeptieren, dass auch Frauen Fußball spielen können. Das wird z.B. an den viel geringeren Verdienstmöglichkeiten im Frauenfußball sichtbar. Es ist also folgerichtig, dass Gewalt im Frauenfußball nicht auf die gleiche Art und Weise wie im Männerfußball in Erscheinung tritt.

Es wurde schon gesagt, der Sport sei ein Spiegelbild der Gesellschaft, man würde die Verhältnisse darin erkennen wie in einem Vergrößerungsglas. Ich behaupte, der Sport ist ein Parabolspiegel, der gesellschaftliche Probleme bündelt. Das gilt besonders für den Fußball, weil er eine hohe gesellschaftliche Akzeptanz und eine hohe mediale Aufmerksamkeit genießt. Was im Fußball passiert, wird in der Öffentlichkeit intensiv wahrge-

nommen, zurückgespiegelt und bekommt so eine höhere Attraktivität bei jungen Menschen. In der Szene der *Ultras* können wir eine Entwicklung gerade unter jungen Menschen beobachten, die den Fußball nur noch als Gewaltevent sehen. Da gibt es 100 bis 150 Jugendliche, die nur bei Auswärtsspielen dabei sind, nie bei einem Heimspiel.

Warum? Wichtig ist hier die Gruppendynamik, die sich in einem geschlossenen Auftreten äußert. Das beginnt bereits mit der Anreise im Bus oder im Zug. Dort

kommt Alkohol ins Spiel, der den ersten ›Kick‹ auslöst. Dann kommen diese Jugendlichen an einem Bahnhof an und vor ihnen steht eine Hundertschaft martialisch auftretender Polizisten. Der Reiz entsteht dadurch, dass diese Kids nun



Gunter A. Pilz

versuchen, die Polizei und den gegnerischen Ordnungsdienst auszutricksen. Dazu wird z.B. Pyrotechnik im auswärtigen Stadion eingesetzt. Warum? Es locken zwei Machterlebnisse: Zum einen hat man den Ordnungsdienst ausgetrickst. Das zweite, wichtigere Machterlebnis ist, dass man durch das Zünden von Pyrotechnik im gegnerischen Stadion eine territoriale Eroberung erreicht. So kann man sich mächtig fühlen, und das macht den Reiz für diese Jugendlichen aus. Wir haben es hier mit Entwicklungen zu tun, die von einer ganz anderen Ebene als der des Fußballs kommen. Es geht um Macht und Identität. Die Jugendlichen erfahren positive Identität dadurch, dass sie erleben, wie sie durch ihr Verhalten ›wirksam‹ sind, dass andere auf sie reagieren müssen und dass sie von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden.

Christian Wopp: Was lässt sich über die Sozialstruktur dieser Fan-Szene sagen? Stimmt das Klischee, dass diese Jugendlichen die ganze Woche nur Langeweile verspüren, um sich dann am Wochenende in Gewaltexzessen auszutoben?

Gunter A. Pilz: Die Sozialstruktur ist sehr viel differenzierter als gemeinhin angenommen. Bei den Hooligans z.B. lassen sich zwei sehr unterschiedliche Strömungen identifizieren. Deshalb trifft es nicht zu, wenn gesagt wird, Hooligans seien Leute mit niedrigem Bildungsniveau und ohne Zukunftsperspektive. Man kann davon ausgehen, dass 40% bis 50% der Hooligans in Deutschland dem Bildungsbürgertum angehören. Ein Teil dieser Fans – jene Leute mit niedrigem Bildungsniveau – bekommt von der Gesellschaft immer nur Misserfolgserfahrungen vermittelt. Schon im 1991 fertiggestellten Gewaltgutachten der Bundesregierung wurde den Schulen der Vorwurf gemacht, dass die Jugendlichen dort viel zu oft erfahren, was sie *nicht* können und viel zu selten ein *feedback* für das bekommen, was sie können. Diese Erfahrungen zu ›verinnerlichen‹, heißt, sie unmittelbar auf den eigenen Körper zu beziehen. Wenn solche Jugendliche durch die Straßen gehen und bemerken, dass andere Angst vor ihnen haben, bedeutet das ein Erfolgserlebnis und ihr Selbstwertgefühl steigt. Positive Identität wird aufgebaut, indem man andere zusammenschlägt.

Ein zweiter Motivstrang hat Geltung für die Gruppe von Hooligans, die bildungsbürgerlichen Schichten angehören. Sie bauen durch ihre Gewalttätigkeit nicht ihr Selbstwertgefühl auf, sondern *kompensieren* dadurch ihren von Kontrolle bestimmten Alltag. Die ganze Woche müssen sie ihre Emotionen zurückdrängen und unter Kontrolle halten. Am Wochenende können sie dann endlich ›die Sau rauslassen‹. Von diesem Bedürfnis lebt ein ganzer Dienstleistungszweig. Manche Manager zahlen 4.000 Euro, um am Wochenende in der Lüneburger Heide ein *survival training* zu absolvieren, bei dem sie Ameisen verspeisen. Andere betätigen sich lieber als Hooligans. Vor ein paar Jahren hat die Polizei in Bremen nach einer Schlägerei vier hannoversche Hooligans festgenommen. Ein Rechtsanwalt und Notar war darunter, ein Arzt, der dritte war Diplomingenieur, der vierte Banker. Diese *Yuppie-Hooligans* sagen, dass sie das Gefühl ›geil‹ finden, durch die Straßen zu rennen, andere zu jagen oder gejagt zu werden und wenn dabei Steine und Flaschen fliegen. Sie beschreiben das als den optimalen ›Kick‹, den weder Sex noch Drogen bieten könnten. Diese Leute haben zwei Identitäten: Die bürgerliche Alltagsidentität im Nadelstreifenanzug oder weißen Kittel und als Wochenend-Hooligan. Da wird etwas gesucht und gefunden, was es erlaubt, Emotionen freizusetzen.

Der amerikanische Journalist *Bill Buford* beschreibt in seinem Buch *Geil auf Gewalt*, wie er mit englischen Hooligans zwei Jahre lang durch Europa zog. Er schildert deren üble Brutalität. Erschütternd ist aber auch, zu bemerken, wie die Abneigung des Autors gegenüber der Gewalt abnimmt, je länger er dabei ist, und dass sie von Faszination abgelöst wird. Am Schluss schreibt Buford, dass für diejenigen, die sich rückhaltlos der Gewalt hingeben können, dies die größten Lustempfindungen produziere.

Die Gewalt wirke für Hooligans wie eine Droge, und schließlich formuliert er: »Gewalt ist die Erfahrung absoluten Erfülltseins«. Offensichtlich setzen Gewalthandlungen ›Glückshormone‹ frei. Das erklärt auch die Suche nach derartigen Situationen. Dazu gibt es in der Szene sogenannte Dritortverabredungen: Man trifft sich irgendwo im Wald, um sich zu prügeln.

Eine dritte Gruppe der Fans sind die *Ultras*. Sie sind hinsichtlich ihrer sozialen Charakteristiken überwiegend dem Bildungsbürgertum zuzurechnen. Viele Realschüler und Abiturienten sind darunter. Die meisten der *Kapos*, die Führergruppe der Ultras, sind Studenten – besonders aus den Sozialwissenschaften –, die sich durchaus kritisch mit der Entwicklung des Fußballsports auseinandersetzen. Diese Gruppen fühlen sich in ihrer Entwicklung immer mehr eingeengt und repressiv behandelt. So gibt es immer mehr vor allem junge Leute, die aus diesen Gruppen herausdriften und aus dem Fußball ein Gewalt-Event machen. In der Ultra-Szene droht diese Entwicklung aus dem Ruder zu geraten. Positiv zu bemerken ist, dass die besonnenen Kräfte der Ultras, die sich bislang solidarisch hinter diese Gruppen gestellt haben, obwohl sie die Gewalt nicht gut fanden, jetzt beginnen, auf Abstand zu den Gewalttätern zu gehen. Man kann hoffen, dass es in der Szene so etwas wie eine ehrliche Selbstwahrnehmung gibt.

Christian Wopp: Herr Lemke, wie weit kann das Image eines Vereins dabei eine Rolle spielen? Kann ein Verein nicht auch aktiv, beispielsweise durch Vorbilder, auf und neben dem Platz, diesen Entwicklungen entgegenwirken?

Willi Lemke: Die Vorbildrolle der Spieler ist unbestreitbar – im Positiven wie im Negativen. Ein Beispiel: Als ich Bildungssenator in Bremen war, fragte mich eine Schulleiterin, ob ich nicht einmal mit den Werder-Spielern reden könne, damit die aufhörten, »dauernd auf den Rasen zu rotzen«. Die Schüler und Schülerinnen waren dem schlechten Beispiel der Spieler gefolgt, und zwar auf dem Schulhof, auf den Fluren und manchmal auch im Klassenzimmer. Leider bin fast nur auf Unverständnis auf Seiten der handelnden Personen gestoßen.

Leider müssen wir eben auch eine immer stärker werdende *Kommerzialisierung* im Profisport feststellen. Ich bedaure das, kann diesen Trend aber nicht stoppen. Als Manager von Werder Bremen habe ich in den 1980er-Jahren diese Entwicklung sogar mit forciert: in den Bundesliga-Stadien wurden Logen eingeführt, und es begann der ›Verkauf‹ ganzer Spiele, bei denen ein Käufer ein großes Kontingent an Karten übernimmt und diese dann z.B. zu Werbezwecken verschenkt. Auch bei der heute starken Fluktuation unserer Spieler geht es fast ausschließlich um Geld, während früher noch häufiger die bestehenden Bindungen zu einem Verein, zum Trainer

oder zur heimischen Region stärker waren. Es fehlen heute die besseren Vorbilder, weil in unserer Gesellschaft nur der Sieger zählt. Wenn z.B. unsere Olympioniken zurückkehren, persönliche Bestzeiten gelaufen und über sich selbst hinausgewachsen sind, im Endlauf aber nur Vierte wurden, ist das keine Schlagzeile wert. Das ist nicht in Ordnung.

Ich wünsche mir mehr Beständigkeit im Fußball und ein Abrücken von der Regel, dass alles nur eine Frage des Geldes sei. Es gibt Spieler, die nur darauf achten, wo sie noch mehr verdienen können. Je nach Vertrag sagen sie dann: Mein Herz schlägt gelb-schwarz oder grün-weiß. Die Zuschauer nehmen es hin, sie wollen unterhalten werden und sie wollen vor allen Dingen, dass ihr Verein siegt.

Ein besonders positives Beispiel geben die 1968 gegründeten *Special Olympics*, die weltweit größte, vom IOC offiziell anerkannte Sportbewegung für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung. Warum? Weil die Kinder und Jugendlichen, die dabei mitmachen, sich auf eine Weise über ihre Leistungen freuen, die sie auf keinem Fußballplatz der Welt finden. Bei den Olympischen Spielen sehe ich bei manchen Sportlern die Dollarzeichen in den Augen, wenn sie die Goldmedaillen umgehängt bekommen. Ganz anders z.B. bei den Winterspielen der *Special Olympics* in Idaho, wo ich einen Eisschnelllaufwettbewerb sah: Der führende russische Läufer traf mit einer seiner Kufen die Achillessehne seines anderen Fußes. Er fiel, es floss Blut, und er lag auf dem Eis. Die beiden Mitläufer brachen das Rennen ab, stützten ihn unter den Schultern und brachten ihn ins Ziel. Wäre das in einem großen internationalen Profiwettbewerb denkbar? Wenn dort ein Konkurrent stürzt, würden die übrigen erst einmal alles dran setzen, mit der Nase als Erste ins Ziel zu kommen, um zu gewinnen. Weil es bei den *Special Olympics* und den *Paralympics* so ganz anders zugeht, sollten diese Wettbewerbe viel mehr als bisher im Fokus der Medien stehen.

Gunter A. Pilz: In der Tat ist die Kommerzialisierung des Fußballs eines der zentralen Probleme. Durch den häufigen Wechsel der Spieler von Verein zu Verein wird es für die Zuschauer schwieriger, sich mit einer Mannschaft oder einem Spieler zu identifizieren. Die Entwicklung der Spieler vom greifbaren Repräsentanten einer Stadt hin zu einem distanzierteren Star, den nicht einmal ein langfristiger Vertrag beim Verein hält, wird beschleunigt. Und so wie sich die Spieler entwickelt haben, entwickeln sich auch die Fans: vom leidenschaftlichen Anhänger eines Vereins, der sich mit diesem voll und ganz identifiziert, hin zum distanzierteren *Hooligan*, der nicht mehr dahin geht, wo sein Verein spielt, sondern dahin, wo die beste *action* ist. Damit wachsen dann die Probleme der Vereine. Wird im Stadion Pyrotechnik abgebrannt, läuft der Verein Gefahr, mit horrenden Geld-

strafen belegt zu werden. Viele dieser Fans sagen, dass ihnen solche Strafen für die Vereine gleichgültig seien, da die Vereine sich auch nicht um sie kümmerten. Um sich für einen Verein in gewissem Maße verantwortlich zu fühlen, ist es für Fans wichtig, dass der Verein sich auch um sie kümmert.

Aber auch ich möchte ein Beispiel für guten Sport nennen: Es gibt den sogenannten *Homeless-World-Cup*, die Weltmeisterschaft für Obdachlose. Vor drei Jahren fand die Deutsche Meisterschaft, für die ich die Schirmherrschaft übernommen hatte, in Hannover statt. Als ich die Spieler sah, dachte ich: Wenn ich die vorher auf der Straße gesehen hätte, würde ich einen großen Bogen um sie gemacht haben. Als ich sie dann spielen sah, brach für mich – im positiven Sinn – ein Klischee zusammen. Wie sie sich einsetzten und sich freuten, endlich einmal eine Bühne zu haben, auf der es Anerkennung, Lebensfreude und Lebensqualität für sie gab, war eindrucksvoll. Scheiterte ein Spielzug oder ging ein Spiel verloren, so wurden sie von ihren Mitspielern nicht etwa beschimpft, sondern getröstet. Obdachlose, unter ihnen viele Drogen- und Alkoholabhängige, konnten sich wie Kinder freuen – daran sieht man, welches Potenzial der Sport hat. Aber ich spreche hier nicht vom professionellen und kommerzialisierten Sport, sondern vom ursprünglichen Sport.

Auch beim Thema *Integration* müssen wir unterscheiden, von welchem Sport wir reden. Wenn Sport wirklich ›Integrationsfaktor Nr. 1‹ ist, so stellt sich die Frage, warum der Deutsche Fußballbund sich mit seinen Kommissionen und Integrationsbeauftragten überhaupt so intensiv darum *bemühen* muss. Die Antwort lautet: Weil es eben nicht so einfach ist mit der Integration. Wie gehen wir mit jungen Menschen um, die gerne Fußballspielen wollen? Wir stellen fest, dass viele Vereine aufgrund des praktizierten Leistungsprinzips nicht Integrations-, sondern Ausgrenzungsfaktor sind. Diejenigen, die nicht die gewünschte Leistung bringen, werden meist nicht in gleicher Weise gefördert wie diejenigen, die die Erwartungen erfüllen. Es ist aber wichtig, die weniger Begabten aufzufangen und sie ›mitzunehmen‹. Das müssten nicht nur die Trainer wissen, sondern auch die Eltern. Bei einem Fußballturnier für sechs- bis zehnjährige Kinder haben wir uns mit einem versteckten Mikrofon hinter die Eltern gestellt, um aufzunehmen, was von denen auf das Spielfeld gebrüllt wurde. Angefangen von Sprüchen wie ›Tritt ihm in die Beine‹, ›Geh an ihn ran, der hat Angst‹, ›Mach ihn fertig‹ über ›Zieh mal‹, ›Beiß ihn‹ und ›Schlafen kannst du zu Hause‹ bis hin zu ›Bewegungslegastheniker‹ und ›Missgeburt‹, und die Krönung des Tages war eine Mutter, die ihrem siebenjährigen Sprössling, als dieser über den Ball getreten hat, laut zubrüllte: ›Spiel endlich richtig, du Kackarschmongole‹!

Was werden die Angesprochenen daraus lernen? Entweder sie lassen sich tatsächlich zum Erfolg brüllen, oder die letzte Freude am Fußballspielen

wird ihnen genommen. Wir alle müssen uns fragen, welche Botschaft wir senden, wenn wir von Integration reden. Wir alle können dazu beitragen, die positiven Seiten, die der Sport zweifellos hat, zur Wirkung zu bringen.

Christian Wopp: Frau Künzer, eine Frage zum Stichwort Kommerzialisierung: Holt der Frauenfußball jetzt in einem rasendem Tempo nach, was sich im Männerfußball über längere Zeit entwickelt hat? Fast alle großen

Männer-Bundesligavereine haben mittlerweile auch Frauenmannschaften. Manche Vereine der zweiten Bundesliga stehen kurz vor dem Aus, weil ihre guten Spielerinnen in die höhere Spielklasse wechseln. Im Jahr 2011 findet die Weltmeisterschaft im Frauenfußball hier in Deutschland statt; sind Sie



Christian Wopp

auch der Ansicht, dass die WM diesen Prozess beschleunigt, den wir bei den Männern seit längerer Zeit beobachten?

Nia Künzer: Die Entwicklung des Frauenfußballs während der letzten 10-15 Jahre verlief eindrucksvoll. Zukünftig werden wir hier aber wohl kaum Verhältnisse wie im Männerfußball haben, so wie wir ihn jetzt kennen. In Deutschland gibt es heute den alles dominierenden Männerfußball. Dann kommt lange Zeit nichts, und dann erst folgen die anderen Sportarten, die um die Aufmerksamkeit der Medien und Zuschauer konkurrieren müssen. Da Männer- und Frauenfußball Sparten der gleichen Sportart sind, sind Vergleiche zwischen beiden naheliegend. Die zunehmende Kommerzialisierung, die es im Hinblick auf die WM 2011 im Frauenfußball gibt, hat Vor- und Nachteile. Die Tatsache, dass Spielerinnen, wenn sie die Chance bekommen, schnell zu Vereinen in höheren Spielklassen wechseln, haben wir in allen Bereichen des Leistungssports. Das ist nicht immer gut, lässt sich aber nicht verhindern, zumal es auch Aspekte gibt, die dafür sprechen. Denn so ist doch das Spielniveau in der Bundesliga qualitativ deutlich höher als in den übrigen Ligen.

Ein anderer Aspekt ist die Bildung von Frauenfußballabteilungen bei fast allen Männerbundesligisten. Das gehört mittlerweile zum guten Ton. Sicher gibt es auch Männerfußballvereine, die seit Jahren eine Frauenfußballabteilung haben. Erst nach der WM 2011 wird man den tatsächlichen Einsatz der Vereine ermessen können, eine Frauenabteilung aufrechtzuerhalten und zu unterstützen. Nicht leicht werden es die reinen Frauenfußballvereine haben, hinter denen kein finanzstarker Männerfußballverein steht und die auf eigene Sponsoren angewiesen sind.

Christian Wopp: Der Frauenfußball sollte jedenfalls aus der Falle des ständigen Vergleichs mit dem Männerfußball herauskommen.

Publikum: Ich gehöre einem Verein an, in dem seit 1971 Frauenfußball gespielt wird. Leider wird das von der Presse hier in Osnabrück wenig beachtet.

Nia Künzer: Bis auf den Männerfußball hört man diese Beschwerde in fast allen Sportarten. Das muss man wohl hinnehmen, denn die Dominanz des Männerfußballs ist nun einmal stark. Nimmt man dazu die Perspektive anderer Frauenmannschaftssportarten ein, so wird deutlich, dass der Frauenfußball sich nicht beschweren kann, was die Aufmerksamkeit der Medien anbelangt. Fast jedes Spiel der Frauennationalmannschaft wird in ARD oder im ZDF live übertragen. Der Frauenfußball hat in den letzten Jahren sehr aufgeholt.

Publikum: Als praktizierender Psychotherapeut und Sportpsychologe möchte ich Prof. Pilz fragen, wie der DFB mit dem Thema *Depression* umgehen sollte. Frau Künzer möchte ich fragen, wie das Thema *Depression* – speziell nach dem Tod von *Robert Enke* – im Frauenfußball aufgenommen und verarbeitet worden ist.

Gunter A. Pilz: Dass man nach dem Tod von Robert Enke so schnell mit der Gründung einer Stiftung unter seinem Namen reagiert hat, halte ich für vordergründigen Aktionismus. Das Problem, das der Fußball lösen muss, ist nicht allein der Umgang mit möglichen Depressionen der Spieler. Viel grundsätzlicher muss beantwortet werden, wie man mit *Schwächen* im Sport umgehen will. Offensichtlich lernt man im Sport und Spitzensport, dass Verlieren ›verboten‹ ist – ganz im Gegensatz zu der Behauptung, man lerne beim Sport, ein ›guter Verlierer‹ zu sein. Alles, was mit Schwächen zu tun hat, wird nicht oder kaum akzeptiert. Dies ist auch bei den Fußballfans stark verbreitet. Insofern muss man darüber nachdenken, was es heißt, zu verlieren oder Schwächen zu haben. Ich möchte das Bei-

spiel *Sebastian Deisler* nennen. Liest man sein Buch über seine Erkrankung, kann man erkennen, wo das Problem liegt. Deisler hat sich geoutet, indem er gesagt hat: Es geht nicht mehr! Er hatte, Gott sei Dank, in seinem Verein einen Manager, der ihn freistellte und ihm die Chance zur besten medizinischen Betreuung gab. So konnte Deisler zurückkommen. Und was passierte? Gleich beim ersten Training begrüßten ihn seine Mitspieler als Schwächling. Dort hat leider jede Sensibilität gefehlt.

Ob der DFB mit seiner nach außen getragenen Maxime »Fußball ist nicht alles« eine Chance hat, dem etwas entgegenzusetzen, muss bezweifelt werden. Depression ist ein gesamtgesellschaftliches Problem, über das viel zu wenig nachgedacht wird. Ich habe keine Antwort darauf. Ich sehe nur, dass es im Leistungssport zu diesem Problem kommt, weil die Sportler keine Schwächen zeigen dürfen.

Fans in Hannover, die vom Selbstmord Enkes wirklich betroffen waren und ehrlich trauerten, habe ich geraten, mal ihr eigenes Verhalten zu überdenken. Die hochgradige Betroffenheit verflog nämlich relativ schnell, und schon beim nächsten Heimspiel wurden wieder Spieler als ›Arschloch‹ oder ›Schwuler‹ titulierte. So ein Verhalten ist nicht allein ein Problem des Sports. Wir leben in einer Gesellschaft, in der nur die Erfolgreichen etwas wert sind.

Nia Künzer: Überall wo extremes Erfolgsdenken herrscht und keine Schwächen zugelassen sind, ist es schwierig, eigene Schwächen zu thematisieren. Auch in meiner Mannschaft war das nicht leicht. Aber die Sensibilität gegenüber dem Thema ist gewachsen. Ich hoffe, dass wir inzwischen aufmerksamer sind für Momente, in denen ein Mensch ›auffällig‹ reagiert. Der FSV Frankfurt und die Nationalmannschaft arbeiten seit einiger Zeit mit Psychologen zusammen. Das hilft den Spielerinnen – soweit sie es zulassen – in schwierigen Situationen, wie z.B. in Fällen von Verletzungen oder familiären Problemen.

Publikum: Herr Lemke, in vier Wochen startet die größte WM der Welt bei den ärmsten Kindern der Welt in Südafrika. Finden Sie, dass die Europäer genug für diese Weltmeisterschaft tun?

Willi Lemke: Ich bin ein entschiedener Befürworter dieser Weltmeisterschaft und ärgere mich, dass wir täglich Negativmeinungen geliefert bekommen. Kürzlich lautete eine Meldung, dass im Stadion von Johannesburg Ratten herumliefen, die groß wie Katzen sein sollten. Berichterstatter haben immer die Möglichkeit, negative oder positive Dinge zu sehen. Ich habe allerdings die Befürchtung, dass viele Medienvertreter voreingenommen nach Südafrika fahren, in der Meinung: Wir wussten sowieso, dass

das nichts werden kann. Dabei ist die WM nicht nur für Südafrika, sondern für den ganzen Kontinent eine große Chance. Viele Europäer haben keine Vorstellung davon, wie riesig der Kontinent Afrika ist. Da gibt es den Norden, der mit dem weit entfernten südlichen Afrika wenig zu tun hat. Es gibt himmelweite Unterschiede zwischen den Superreichen und den ganz elenden Armen. Mit Südafrika gibt es einen ›Leuchtturm‹. Die Strukturen in diesem Land funktionieren im Vergleich zu anderen Subsaharaländern wirklich gut. Die Weltmeisterschaft kommt für Südafrika genau zur richtigen Zeit. Die Fußballstadien sind wunderschön. Hoffentlich werden sie nach der WM auch weiter sportlich oder kulturell genutzt. Ich wünsche den Menschen dort, dass das ein Erfolg wird.

In Südafrika haben die ethnischen Gruppen noch nicht zu einer Nation zusammengefunden. Ich wünschte, dass sie mit der Fußball-WM Ähnliches erleben, wie wir in Deutschland im Jahr 2006. Als damals in Bremen Grundschulkindern im Kunstunterricht anfangen, Deutschlandfahnen auszuschneiden und Schüler die Lehrer nach dem Text der Nationalhymne fragten, zeigte sich darin ein neuer, aufgeschlossener Umgang mit unseren staatlichen Symbolen. Das haben wir dem Sport zu verdanken. Ich finde es gut, wenn Kinder zu ihrer Nationalflagge stehen und Lust haben, die Nationalhymne zu singen. Hoffentlich finden auch in Südafrika die Menschen zueinander. Und hoffentlich werden viele Touristen Afrika mit seinen Menschen, Tieren, Pflanzen als einen wunderbaren, traumhaften Kontinent entdecken.

Wir hören meist negative Dinge über Afrika: von Korruption, Krankheit, Tod, Elend, Armut oder Kriminalität. Wir hören kaum Positives. Mein Wunsch wäre, dass die Medien fair über Afrika berichten und dass die vielen Entwicklungshilfeprojekte, die dort laufen, ihre Nachhaltigkeit beweisen können. Es ist absurd, dass hier in den Medien ernsthaft diskutiert wurde, die Vuvuzelas in den Stadien zu verbieten. Die gehören zum afrikanischen Fußball. Ich würde gern etwas anderes verbieten: nämlich dass unsere Fangruppen hier lautstark üble Beschimpfungen durch die Stadien brüllen.

Nia Künzer: Für Südafrika wird wegen der WM sehr viel getan, sodass zu befürchten ist, dass Länder mit ähnlichen Problemen zu kurz kommen. Es ist für Europäer kaum zu ermessen, was die Austragung der WM für die meisten Afrikaner und vor allem diejenigen im südlichen Teil Afrikas bedeutet. Die Idee, die WM an einen anderen Ort zu verlegen, wäre eine Katastrophe gewesen, besonders für das Selbstbewusstsein der Afrikaner.

Publikum: Herr Lemke beschrieb ein Projekt, bei dem junge Afrikaner in Deutschland ausgebildet wurden und dann nach Afrika zurückkehren, um

dort Aufbauhilfe zu leisten. Wie vertragen sich solche Ideen von Basisarbeit mit der Scheinwelt Fußball-WM, die wir dorthin exportieren? Ist das produktiv? Oder heizt es den *hype* der Jugendlichen, die nach Europa möchten, weiter an?

Publikum: Ich möchte Herrn Lemke widersprechen, was das Herzeigen der Nationalflagge und das Singen der Nationalhymne durch Bremer Schüler betrifft. Es mag blamabel sein, wenn deutsche Nationalspieler die dritte Strophe des Deutschlandliedes nicht kennen. Noch problematischer finde ich es, wenn die Fans im Stadion mit Vorliebe die erste Strophe anstimmen. Hier dokumentiert sich der Nationalgedanke der Fußballfans. Womit wir wieder beim Thema Integration und Ausgrenzung sind: Die Ausgrenzung findet nicht auf dem Spielfeld, sondern auf der Tribüne statt.

Publikum: Herr Lemke, auf der einen Seite werden Unsummen für Spieler ausgegeben. Auf der anderen Seite hungern Menschen, und das Geld für Entwicklungsprojekte fehlt. Wie sehen Sie in Ihrer Funktion als Aufsichtsrat von Werder Bremen und zugleich als UN-Mitarbeiter diesen Widerspruch?

Willi Lemke: Es ist sicher ein schmaler Grat, auf dem ich mich persönlich bewege, und das hat mit meiner Leidenschaft und Liebe zum Fußball zu tun. Ich liebe den SV Werder Bremen zwar nicht so sehr wie meine Frau, aber ich fühle mich dem Verein wirklich sehr verbunden. Nach wie vor gerate ich regelmäßig zwei, drei Stunden vor den Spielen in größte Aufregung. Es ist für mich kaum zu ertragen, wenn ein Sieg in Gefahr gerät. Echte Fans zeigen eine unglaubliche Identifikation mit ihrem Verein und seinen Spielern. Das kennt man auch von Schalke 04 oder dem FC St. Pauli. Werder Bremen als sympathischster Verein in Deutschland hat das zweifellos verdient. Als Verein nehmen wir auch eine große soziale Verantwortung wahr. Wir waren die Ersten, die ein hauptamtliches Fanprojekt hatten. Auslöser war 1982 der tragische Tod des Werder-Fans *Adrian Maleika*, der vor dem Hamburger Volksparkstadion von einem Steinwurf durch Hamburger Fans tödlich verletzt wurde.

Weil wir oben in der Liga mitspielen wollen und im Wettbewerb stehen, zahlen wir unseren Spielern diese horrenden Summen. Mit vielen anderen bin ich der Ansicht, dass wir den Unterschied zwischen arm und reich in der Bundesliga nicht zu groß werden lassen sollen. Aber es gibt eben auch solche Kräfte, die große Einnahmen erzielen und noch mehr haben wollen, um im europäischen Vergleich noch besser dastehen und alles gewinnen zu können. Ich gehöre zu denjenigen, die sagen, dass wir

das Geld lieber gerechter verteilen sollten, damit die Bundesliga spannend bleibt.

Wir sollten lernen, dass es nicht entscheidend ist, ob Werder Bremen am nächsten Samstag 1:0 gewinnt oder verliert. Meinen Kindern, die seit ihrem ersten Lebenstag Mitglieder des SV Werder sind, kann ich manchmal nur schwer verständlich machen, dass es wichtigere Dinge als Fußball gibt. Der Zusammenhalt der Familie, die Liebe, die wir uns schenken, ist aber zehnmal wichtiger als die Frage, ob Werder gewinnt oder verliert. Bei vielen sieht das leider anders aus.

Zur Nationalhymne: Die Kinder sollen eben gerade nicht die erste Strophe des Deutschlandliedes grölen. Ich wünsche mir Lehrer, die den Kindern nicht nur den Text der Nationalhymne nahebringen, sondern auch dessen Entstehung und Interpretation. Bei der letzten WM waren die Kinder doch nur froh und glücklich darüber, dass so viele Menschen aus anderen Ländern hierher kamen, um ein Fest zu feiern. Und sie fanden es toll, dass die deutsche Nationalmannschaft sich gut schlug und so weit nach vorne kam. Warum sollten wir uns 60 Jahre nach Kriegsende so schämen, dass wir nicht zu unseren staatlichen Symbolen stehen könnten? Alle Völker der Welt stehen zu ihren Nationalhymnen und Flaggen. Sie bespucken oder verbrennen sie nicht.

Ich bin froh, hier zu leben, und glücklich, dass meine Kinder die Nationalhymne lernen und verstehen, was sie bedeutet und aus welcher geschichtlichen Entwicklung sie entstanden ist.

Zur Frage des Nutzens der WM für Afrika: Ich glaube, dass der Hochleistungssport die Funktion einer Lokomotive hat, die andere mitzieht – ebenso wie die Frauenbundesliga viele Mädchen dazu bringt, hier ihre Vorbilder zu suchen. Bei Werder Bremen wollten wir jahrelang nicht glauben, dass Fußball auch eine tolle Sportart für Mädchen und Frauen ist. Ich bin überzeugt, dass die WM eine tolle Chance für Afrika ist und die Leute dort stolz darauf sind, dieses Turnier auszurichten. Die WM in Afrika wird eine afrikanische Weltmeisterschaft. Sie wird lauter, bunter und greller – und sie wird großartig werden. Legen Sie die negativen Berichte beiseite und freuen Sie sich. Die Menschen brauchen positive Nachrichten in Afrika. Das gibt ihnen Hoffnung auf ein besseres Leben. Und das bringt ihnen auch Touristen und Investoren, die ins Land kommen.

Gunter A. Pilz: Ich kann nur hoffen, dass es wirklich gelingt, vor allem die schwarze Bevölkerung Südafrikas teilhaben zu lassen und den Leuten das Gefühl zu geben, dass sie Teil dieser Weltmeisterschaft sind.

Eine Sorge vor Ort ist, was mit diesen Stadien nach der WM passiert. In Johannesburg gibt es jetzt ein Stadion für 90.000 Zuschauer. Und es gibt

ein zweites Stadion in dieser Stadt, wohin bisher vielleicht 10.000 Leute gingen.

Zum ›Sommer-*hype* 2006‹ mit den vielen deutschen Fahnen möchte ich bemerken: Es mag sein, dass hier für viele nach außen hin eine neue Welt-offenheit Deutschlands sichtbar wurde. Aber es gibt Untersuchungen, die darauf hinweisen, dass diese Begeisterung und der Stolz auf die Fahne eben keineswegs ein gesundes Verhältnis zur eigenen Nation bewirkt haben, das mit einer Weltoffenheit und weniger Fremdenfeindlichkeit einherginge. Denn wenn die Frage nach meinem Stolz auf dieses Land und meine Zu-neigung zu ihm auf die Fahne reduziert wird und auf die Sorge, ob Deutschland Fußballweltmeister wird, so ist das zu wenig. Erst wenn unser Selbstverständnis sich auch darauf bezieht, dass wir demokratische Werte und eine demokratische Kultur haben und dass wir seit 65 Jahren im Frieden leben, hätte dies weniger Fremdenfeindlichkeit zur Folge. Jungen Menschen sollte man deshalb nicht nur ihre Beziehungen zu Fahne und Hymne, sondern zu demokratischen Werten und den kulturellen Errun-genschaften verdeutlichen, und dafür bietet der Sport durchaus manche Möglichkeiten.

Nia Künzer: Sport kann viele positive Dinge bewegen. Er sollte allerdings nicht überfrachtet werden mit Dingen, für die die Politik zuständig ist.